



J.D. Vance Nach Jahren in der Stadt kehrt der US-Autor heim in die Provinz. Von Hubert Wetzler

Der Hillbilly-Versteher

James David Vance hatte eine Kindheit, die wohl auch einem Oliver Twist die Tränen in die Augen treiben würde. Der Vater abgehauen, die Mutter ein Junkie, die ständig neue Freunde anschneppte. Aufgezogen wurde Vance vor allem von seinen Grosseltern. Und als sei das nicht genug, zerfiel ringsherum alles in Trümmer: «J.D.» wuchs in Middletown im US-Bundesstaat Ohio auf, einer ehemals blühenden Industriestadt. In den 80er-Jahren kam die Stahlkrise, Middletown verfiel und steckt bis heute in Armut und Resignation fest. Die Chancen, es im Leben zu etwas zu bringen, standen eigentlich gegen Vance.

Der 32-Jährige hat es dennoch geschafft. Er ging zur Marineinfanterie, studierte an der Ohio State University und machte an der feinen Ostküsten-Uni Yale einen Abschluss in Juristerei. Dann ging er nach San Francisco, wo er seither in einer Investmentfirma arbeitet. Vor allem aber hat Vance ein Buch geschrieben: «Hillbilly Elegy», in dem er am Beispiel seiner Familie die Krise der weissen Arbeiterklasse in Amerika beschreibt.

Die Grosseltern Vance waren nach dem Zweiten Weltkrieg wie Hunderttausende andere «Hinterwäldler» aus den Bergen Kentuckys oder West Virginias nach Norden gezogen. In Ohio gab es Arbeit und Geld. Der Grossvater, ein Stahlarbeiter, konnte ein Haus kaufen und ein Auto. Eine Generation später ging aber alles wieder den Bach runter. Die Stahlhütten machten zu, Vances Mutter schlug sich von Job zu Job durch. Dann kamen die Drogen, Tausende wurden süchtig, erst nach Schmerztabletten, dann nach Heroin, unter ihnen auch Vances Mutter.

Das alles wäre nur eine traurige Kindheitserinnerung, hätte Vance sein Buch nicht just zu dem Zeitpunkt veröffentlicht, als Donald Trump sich anschickte, die enttäuschten «Hillbillies» für sich zu gewinnen. Vance beschrieb ein Wählermilieu - die von der Globalisierung zerrüttete Arbeiterschicht, darunter viele Ex-Demokraten, die sich von allen Politikern im Stich gelassen fühlt und deshalb gewillt war, es mit dem Aussenseiter Trump zu versuchen. «Hillbilly Elegy» wurde ein Bestseller und steht auf allen Listen der wichtigsten US-Buchveröffentlichungen 2016.

Nun will Vance, selbst Republikaner, aber kein Trump-Wähler, seinen neuen Ruhm und einen Teil seines neuen Reichtums nutzen, um seinem Heimatstaat zu helfen. Wie er der «Washington Post» sagte, gibt er seinen Investorenjob in San Francisco auf und kehrt nach Ohio zurück, um dort eine Art Wiederaufbauorganisation zu gründen. Dass die alten Arbeitsplätze in der Schwerindustrie nicht zurückzuholen sind, weiss auch Vance. Aber vielleicht kann er dabei helfen, dass sich neue Unternehmen ansiedeln und Leute wie seine einstigen Klassenkameraden dort arbeiten können. Und ausserdem wird es ja in den kommenden Jahren in Ohio Kongress- und Gouverneurswahlen geben. Kann gut sein, dass ein Kandidat dann James David Vance heisst.

Replik Es ist nicht das Moratorium, das die Schweiz gentechfrei belässt, sondern der Markt. Die Konsumenten wollen keine Gentechnahrung auf dem Teller. Von Martina Munz*

Gentechnpflanzen brächten der Schweiz Nachteile

Philipp Aerni, der Direktor des Zentrums für Unternehmensverantwortung und Nachhaltigkeit (CCRS) an der Universität Zürich, hat der nationalrätlichen Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK) im «Tages-Anzeiger» Wissenschaftsfeindlichkeit vorgeworfen. Diese Aussage ist inakzeptabel. Immerhin hat die WBK für die nächsten vier Jahre 26 Milliarden Franken für Forschung und Bildung gebilligt, elf Prozent des Bundeshaushalts. Beim Voranschlag 2017 hat sich die Kommission vehement gegen drastische Kürzungen bei Forschung und Bildung eingesetzt. Die globale Aussage, die Politik gebärde sich «als Feind der Wissenschaft», steht dem Direktor des CCRS nicht an.

Der Artikel geht auch mit anderen Fragen etwas hemsärmelig um. Er suggeriert, dass das Schweizer Gentechnmoratorium die Grossverteiler davon abhalte, Gentechnlebensmittel in die Regale zu stellen. Dabei bezieht sich das Moratorium nur auf den landwirtschaftlichen Anbau und nicht auf den Import. Die Konsumentinnen und Konsumenten der Schweiz wollen kein Gentechn auf ihren Tellern - und deshalb stellen die Grossverteiler kein Gentechn in die Regale. Es ist der Markt, der die Schweiz gentechfrei belässt, nicht das Moratorium. Auch der Import von Gentechnfuttermitteln ist frei. Die Landwirtschaft aber will ihren Tieren kein Gentechnfutter verabreichen, und somit besteht dafür auch kein Markt.

Europas Versuchslabor in der Schweiz

Das Moratorium schränkt die Gentechnforschung nicht ein. Die Schweiz betreibt bei Agroscope sogar eine teure «Protected Site» für Freisetzungsexperimente. Auch dafür hat die angeblich «wissenschaftsfeindliche Kommission» viel Geld gesprochen, obwohl europaweit kaum mehr solche Versuche bewilligt werden. 2009 waren es noch über 100, zwischenzeitlich sind sie aber massiv auf 7 Bewilligungen zurückgegangen. Die «Protected Site» bei Agroscope Schweiz scheint in der Tendenz zum Versuchslabor Europas zu werden. Das Schweizer Forschungsinstitut für Land- und Ernährungswirtschaft könnte das viele Geld sehr gut brauchen, um es gezielt zur Stärkung der konventionellen Pflanzenzüchtung im

Interesse der Biodiversität und der Konsumentinnen und Konsumenten einzusetzen.

Im Artikel wird weiter behauptet, die Gentechnologie helfe, die globalen Nachhaltigkeitsprobleme in der Landwirtschaft zu lösen. Bisher hat die Gentechnologie das Gegenteil erreicht.

Die Bauern profitieren nicht

Der Gentechnanbau verursacht enorme ökologische Schäden. Gentechnisch veränderte Pflanzen produzieren selber Insektengift, oder sie werden gegen Unkrautvernichtungsmittel resistent gemacht. Das funktioniert anfänglich meist gut, nach wenigen Jahren aber werden die bekämpften Schädlinge und Unkräuter selber resistent, was erst recht einen erhöhten Einsatz von Pestiziden erfordert. Dennoch resultiert kein Mehrertrag, wie mehrere Metastudien zeigen. Es profitieren einzig die Agro-Grosskonzerne. Die Konzerne treiben die Bauern in den Entwicklungsländern in die Abhängigkeit, weil diese kein eigenes Saatgut nachziehen dürfen und auch das nötige Herbizid bei den Konzernen beziehen müssen. Gentechnisch veränderte Pflanzen werden in der Regel nur in einer industriellen Landwirtschaft eingesetzt, die nichts mehr mit bäuerlicher Bodenbewirtschaftung zu tun hat. Gentechn in der Landwirtschaft ist ein hässlicher Teil des Welternährungsproblems und keineswegs dessen Lösung.

Die Schweizer Landwirtschaft würde bei einem Anbau von Gentechnpflanzen einen massiven Wettbewerbsnachteil erfahren, denn alle unsere Nachbarländer haben sich bewusst für die gentechnfreie Opt-out-Regelung der EU entschieden. Für den Schweizer Anbau gibt es bis heute noch keine einzige erfolversprechende Gentechnpflanze.

Die Schweizer Agrarpolitik setzt auf Qualität, auf eine ökologische, vielfältige Landwirtschaft. Die Verlängerung des Moratoriums für den Gentechnanbau ist die einzig richtige Konsequenz und keineswegs wissenschaftsfeindlich.

* Martina Munz ist Agronomin, SP-Nationalrätin und Präsidentin der Schweizerischen Allianz Gentechnfrei (SAG). Sie lebt in Hallau SH.

Urbanität Zürich ist nicht Wil und nicht Burgdorf, Zürich ist eine grosse Stadt. Dazu gehört, dass nicht jede Ecke schön ist. Von Thomas Widmer

Zürich soll auch hässlich sein

Der Trick funktioniert immer. Kommt ein Freund aus einer Kleinstadt wie Schaffhausen oder Bern nach Zürich zu Besuch, führen wir ihn zum Shoppingcenter Sihlcity. Die Sihl wird dort von einer Hochstrasse überdeckt. Im Wasser stehen Betonpfeiler, es riecht nach Waschmittel.

«Läck, Wahnsinn!», wird der Freund ausrufen. Selber ist man stolz. Man lebt in der einzigen Stadt der Schweiz, die echt urban ist. Voll Bronx. Die Hässlichkeit macht es aus.

Gestern handelte ein Artikel im Tagi vom Escher-Wyss-Platz. Von den verschmutzten Kunststoffsitzen, die die Düsterfläche verschönern sollen; diese wird von Trams gekreuzt, von Autos umtost, durch Überführungen entstellt. Keiner will auf den grellgelben Dingern sitzen, diesen Sofas für Monster.

Online hagelte es Kommentare gegen den Platz. «Gestalterische Katastrophe.» «Zu viel Verkehr und Gestank.» «Total unmenschlich.»

Korrekt beschrieben, besten Dank. Aber: Es ist gut so, wie es ist. Zürich hat Unorte nötig, die klarmachen, dass es eine Stadt ist. Und kein Städtli wie Wil oder Chur oder Burgdorf.

Schönheit hat Zürich genug. Denken wir an den Mittelaltercharme des nunmehr parkplatzlosen Münsterhofs. An den Sechseläutenplatz mit dem Quarzit aus Vals. An die Grandeur des historischen Herrensitzen Beckenhof. An linksalternative Biotopie wie die Bäckermanne, wo die Leute Balancierseile spannen. An den Zürichberg mit Blick auf den Alpenkranz. Ans Niederdorf, wo Haus um Haus eine Plakette trägt, wonach das Gebäude von 1452 stammt oder so.

Alles toll. Indes braucht eine rechte Stadt ein Gegenprogramm zur Geputztheit. Und daher sollten wir auch den Farbhof schätzen mit der 2er-Endschleife und den Baugruben rundum. Den verschatteten Hardplatz, diesen Hades der Moderne. Die unterirdischen Tramhaltestellen Richtung Schwamendingen, wo das Tram kurz U-Bahn spielen darf. Den Bucheggplatz mit dem symbolhaft für die Gegenwart endlos im Kreis sich drehenden Autoirsinn.

Zürich braucht sicher nicht weniger, Zürich braucht allenfalls meh Dräck.

Widmers Woche Von Ruedi Widmer

